Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 3

Artikel: Thomas Mann in Paris
Autor: Krauss, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759964

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Thomas Mann in Paris

Von Werner Krauss

Am zweiten offiziellen Abend, der Thomas Mann gewidmet war, sprachen Maurice Boucher als Schriftsteller, Félix Bertaux als Übersetzer und Charles Du Bos im Namen der *Union intellectuelle Française*. Es war die gleiche Atmosphäre der Sympathie und der «gegenseitigen Bewunderung», die Th. Mann schon am Tag vorher durch seine Rede geschaffen und die den ganzen Verlauf auch dieses Abends bestimmte.

«Es besteht zwischen allen Menschen,» sagte Boucher zu Anfang seiner Rede, «die sich mühen, ihren Gedanken eine Form zu geben, eine internationale und berufliche Solidarität, wie sie alle Arbeiter, die ähnlichen Arbeiten unterworfen sind, eint und verbindet.»

Die deutsche Sprache ist eine der reichsten, vornehmsten und weichsten Sprachen, die es gibt. Wie seine besten Vorgänger, gewinnt Th. Mann ihr Durchsichtigkeit und jenes Gleichgewicht ab, das durch eine maßvolle Beherrschung des Ausdruckes, des kurzen prägnanten, wie des großen weitzielenden, entsteht. Und gerade dies ist ein sicheres Zeichen klassischen Geistes.

Der Vorwurf der Weitschweifigkeit, den Th. Mann sich macht und der ihn glauben lässt, die besten seiner Romane seien in fremder Sprache unförmlich, wird zunichte durch den Hinweis auf die *Odyssee*, *Don Quichotte*, *Pantagruel und Candide*. Die Form, wie sie der Franzose versteht, ist nichts so eng Gefasstes, Starres, Schulmäßiges. Sie ist eher, um das Bild Bouchers zu gebrauchen, eine gewisse Art des Weltreisenden, eine besonnene Verwendung seiner Zeit und ein richtiges Ausnützen seiner Muße. Sie bedeutet zwar endgültige Entscheidung, allein sie steht zum Gedanken im selben Verhältnis wie die Erinnerung zum Leben.

Thomas Mann hat über seine Kunst nachgedacht. Er hat sich Gedanken gemacht, ob das Werk zur Form gebracht werden müsse in dem Maße wie es innerlich wächst, oder ob es aus einem sicheren Gleichgewicht heraus gestaltet werden könne. Im einen wie im anderen Falle bedeutet die Art der Darstellung nur, dass der Dichter seinen Gedanken treue Gefolgschaft leistet. Der Geist selbst entwickelt sich eigenen Gesetzen gemäß. Th. Mann liebt die heitere Ruhe, die sich mit dem schöpferischen Impuls verbindet. Goethe ist sein großes Vorbild; doch liebt er ihn weniger aus Sehnsucht, denn

aus innerer Verwandtschaft. Th. Mann ergreift nicht Partei. Seine Lehre ergibt sich als Lehre der Erfahrung, nicht als Lehre dessen, der sie verkündet. Er wählt seine Personen so, dass deren Zusammentreffen die von ihm gewünschten Konflikte zur Folge hat. So ergibt sich eine geschickte, besser glückliche Verbindung von Voraussicht und Ursprünglichkeit. Thomas Mann hat den *Zauberberg* geschrieben wie Goethe die *Wahlverwandtschaften*. Die Unvereinbarkeit von Kunst und Glück ist traurige Gewissheit. Allein trotz Schopenhauer und Wagner bleiben heilsame Kräfte für neuen Aufbau. Im *Zauberberg* besteht der Zwiespalt nicht mehr zwischen Leben und Denken, er wird ins Innere des Denkens selbst getragen. Es sind geistige Mächte, die um die Zustimmung des Helden kämpfen. Settembrini, Naphta, Peperkorn sind nicht nur Doktrinen, es sind Arten zu sein, nicht nur individuelle, sondern die ganzer Völker. Der *Zauberberg* lässt uns die Betrachtungen eines Unpolitischen erst recht verstehen: den Kampf gegen Hohle und Leere politischer Kombinationen und rhetorischer « Ideen », die falsche Absichten verhüllen.

Für Thomas Mann ist Kultur kein System von Phrasen; sie ist die Inbesitznahme des Wirklichen durch Voraussicht und Einfühlung. Die wahre Humanität ist dort zu suchen, wo die Ideen bis ins Einzelne durchsichtig sind. Der Geist ist keine logische Form, sondern ein bewiesenes und zugegebenes Gegenwärtiges. Aber ist denn das nicht dasselbe, was die Franzosen « civilisation » nennen? Und sind nicht die Deutschen für ihre Kultur, die Franzosen für ihre civilisation in den Krieg gezogen. Jedes geistige System hat sein eigenes Zentrum, und man kann in jeder Sache ein Gutes oder ein Schlechtes sehen. Die Unvereinbarkeit von Gegensätzen ist meist nur oberflächlich, ganz besonders bei den Völkern. Die Deutschen wie die Franzosen kennen ihre eigenen Fehler wohl. Es ist symbolisch, dass ein Franzose die Gestalten des Bouvard und des Pécuchet geschaffen, und kein Geringerer als Goethe den Famulus, dem er die Züge gegeben, die die Franzosen noch heute im deutschen Gelehrten sehen. Allein man sollte mehr der eigenen Erfahrung glauben, als der übernommenen Konvention. « Ich liebe überhaupt nicht das Beschuldigen! » lautet Thomas Manns schönes Bekenntnis und es soll Leitsatz sein auf dem Wege der Verständigung zwischen zwei Völkern, deren wesentliche gute Eigenschaften sich vereinen lassen.

In leichter Causerie spricht nach Boucher Félix Berteaux, der den *Tod in Venedig* (Paris, Kra) über-

setzt hat. Er erinnert an Stunden warmer Gemütlichkeit, die er im Hause Th. Manns verlebt hat, und hebt hervor, dass dieses häusliche Zufriedensein ein durchaus deutscher Wesenszug sei. Endlich weist er darauf hin, wie sehr die alte bürgerliche Tradition der deutschen Städte republikanisch sei.

Nach ihm spricht im Namen der Union intellectuelle Française Charles Du Bos. Auch er hat wertvolle Erinnerungen an Deutschland, und mit einer bewundernswerten Einfühlungsgabe in das Schaffen deutscher Dichter (Stefan George, Hofmannsthal) und einer tiefen Liebe für alle Phänomene des Geistes baut er Zug um Zug die innere Welt Thomas Manns auf und ordnet sie und setzt sie in Beziehung zur seinen zur Welt des französischen Schriftstellers und Gelehrten.

Die ersten Kapitel des *Todes in Venedig* lassen ihn an Flaubert denken, an Henry James und an Paul Valéry, die mit Th. Mann zu den Einzigen gehören, die so die Anomalie erforscht haben, die in der Tatsache des Künstlertums beschlossen liegt. Aber nicht nur «der Stolz, nie zufrieden zu sein », ist ein Gemeinsames zwischen Valéry und Thomas Mann, auch die Liebe zum Meer verbindet den Autor des *Todes in Venedig* mit dem Dichter des *Cimetière Marin*.

Noch ein Name drängt sich Du Bos auf, dessen Nennung ein paradox erscheinendes Licht der Versöhnung auf das heutige Zusammensein wirft. Es ist Barrès. In Venedig hat Barrès nicht weniger als Aschenbach die Anziehung des *Todes* empfunden, und in den Kapiteln « Une soirée dans le silence » und « Le vent de la mort » sowie in « Le chant d'une beauté qui s'en va vers la mort » gibt Barrès der französischen Literatur das, was Th. Mann « die deutsche Neigung zur höchsten Ekstase » genannt hat. Wenn für Th. Mann das sich Hingezogenfühlen zum Tode wie eine Krankheit ist, durch die man hindurch muss, um über das Problem des Lebens sprechen zu können, so gilt das nicht weniger für Barrès. Auch bei ihm steigt der neue Begriff der Menschheit auf aus der Tiefe geschauter Abgründe und es ist ein wahrhaft tragisches Schauspiel, die fortschreitende Erleuchtung eines Menschen zu sehen, der immer höhere Plane will, der jedoch vom Leben zerstört wird, bevor er zum Ziel gelangt, bevor er dorthin gelangt, wo er auch für die Beziehungen der Völker ein Höheres will und findet.

Mann ist glücklicher als Barrès. Er ist zu den Ufern gelangt, wo die Sympathie herrscht, die allein stärker ist als die Anziehung des Todes, zu einer « Lebensfreundlichkeit, die vom Tode weiß. »